

Freunde der Monacensia e. V. **Jahrbuch 2022**

mitbegründet von Wolfram Göbel,

herausgegeben von Gabriele von Bassermann-Jordan,
Waldemar Fromm und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein Freunde der Monacensia e. V.
unter www.monacensia.net

Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH München
© 2023 Buch&media GmbH München
Satz: Mona Königbauer
Umschlag nach einem Entwurf von Kay Fretwurst, Freienbrink
ISSN 1868-4955
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-373-7

Allitera Verlag
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Hiltrud Häntzschel

»Die erste Frau Deutschlands ... wahrscheinlich die erste Europas«¹

Zum 75. Todestag von Ricarda Huch

Auf allen Porträts – und es gibt deren zahlreiche, große imposante Ölgemälde, Zeichnungen, unendlich viele Fotografien, häufig aufwändig inszenierte Atelierporträts, auch auf Karikaturen – erscheint Ricarda Huch als die große Dame, als Repräsentantin des 19. Jahrhunderts, ganz unanfechtbare Würde, niemals als das, was wir modern nennen würden. Und widerspricht damit ihrem geistigen Horizont, ihrem intellektuellen Weitblick, ihrem gesellschaftlichen und politischen Habitus – und dann auch wieder nicht. Überblickt man ihr langes Leben (1864–1947) mit den gewaltigen politischen und geistigen Umbrüchen darin, und ihr außerordentlich umfangreiches schriftstellerisches Werk, dann fällt als Kontinuum ihre Unzeitgemäßheit ins Auge, ihre Unangepasstheiten, ihre Grenzüberschreitungen über das Zeitgemäße hinaus, aber überraschenderweise keineswegs nur in Richtung eines Hintersichlassens des Gängigen, sondern durchaus ebenso in befremdlich rückwärtsgewandte, vor allem unpopuläre Positionen.

Auf vier Fahrten möchte ich mich dem Phänomen Ricarda Huch annähern: der lebensgeschichtlichen, der poetischen, der wissenschaftlichen, der politischen.

1.

Da ist zunächst einmal der lebensgeschichtliche, der biographische Aspekt – es ist also ein Blick zu werfen auf typische Charakterzüge, auf

¹ Thomas Mann: *Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs*. In: Ders.: *Essays*. Band 2: *Für das neue Deutschland 1919–1925*. Hg. von Hermann Kurzke/Stephan Stachorski. Frankfurt a. M. 1993, S. 229–235, hier S. 229.

Lebensentscheidungen und -haltungen, die sich nur schwer in jenen imposanten Porträts zum Ganzen fügen.

Hier steht allem voran das Thema ›Ricarda Huch und die Liebe‹ und die grotesken Beziehungskonstellationen ihrer *liaison scandaleuse* über 31 Jahre. Die Geschichte ist sattsam bekannt und durch die Edition und die Arbeit von Anne Gabrisch inzwischen umfassend dokumentiert.² Alles andere als konventionell, vielmehr tabubrechend ist das Handeln der 16jährigen. Das Ungewöhnliche an dieser Geschichte ist der Umstand, dass eine so außerordentlich kluge und zugleich alle seelischen Schwingungen so sensibel wahrnehmende Frau und Künstlerin mit tiefster Überzeugung einen Liebesroman zu leben versucht, zu dem sich nicht einmal eine Hedwig Courths-Mahler verstiegen hätte. Und ebenso ungewöhnlich ist die Rollenverteilung in dieser *love story*: Da ist einmal der Angebetete: ihr Vetter ersten Grades, Richard Huch, und zugleich der Mann ihrer älteren Schwester und Vater von deren drei Kindern, 14 Jahre älter als Ricarda, Rechtsanwalt, liebenswürdig, erfolgreich, wohlhabend, der die verbotene Beziehung zu dem unbedarften Teenager (Richarda Huch beschreibt sich selbst in sexuellen Dingen als vollkommen ahnungslos) gerne mitnimmt und auskostet, aber alle Konsequenzen scheut, vielleicht sogar ein bisschen feige ist. Allerdings hätte das Bekenntnis zu der Beziehung mit einer Minderjährigen, also ein strafrechtlich relevantes Verhalten, seine Karriere mindestens gefährdet. Nicht selten versetzt er sie trotz Absprachen, und mit der versprochenen unerschütterlichen Treue nimmt er es offensichtlich auch nicht so genau. Außerdem quält er sie mit fortwährender Eifersucht, auch gegenüber den Studienfreundinnen, wenn ihm die Bindungen in Zürich zu eng zu werden drohen.

Und sie? »Deine Geige, lieber Meister, bin ich, spiele mich getreu«, so beginnt das Gedicht *Widmung* und sagt schon alles über ihren uns irritierenden Unterwerfungsgestus.³ Die Frau als Liebesobjekt des Man-

² Ricarda Huch. *Du mein Dämon, meine Schlange ... Briefe an Richard Huch 1887–1897*. Nach dem handschriftlichen Nachlaß hg. von Anne Gabrisch. Göttingen 1998, S. 145; Anne Gabrisch: *In den Abgrund werf ich meine Seele. Die Liebesgeschichte von Ricarda und Richard Huch*. Zürich 2000.

³ Ricarda Huch: *Gesammelte Werke*. Hg. von Wilhelm Emrich unter Mitarbeit von Bernd Balzer. 11 Bände. Köln 1966–1974. Band V, S. 44. Im Folgenden: GW Bandzahl, Seitenzahl.

nes, solche Zuschreibung lebt die junge glücklich-unglückliche Ricarda Huch offensichtlich lustvoll aus. Aber es geht noch weiter: Nicht nur als Objekt, als Besitz, sondern als Geschöpf aus seiner Hand, als ein »Geschnitzeltes Deiner lieben Hände«,⁴ »Ich bin dein Schatten, du bist, der mich schafft, [...] Ich dein Geschöpf, du Willen mir und Kraft.«⁵ Als eine Art Pygmalionschöpfung gibt sie sich, die doch in vielen Bereichen so deutlich Überlegene, obgleich nicht unerwähnt bleiben darf, dass sie dann doch auch Anstoß daran nimmt, wenn er ihr Vorschriften macht oder mit ihr in Sachen ›Gedichte schreiben‹ zu konkurrieren droht.

Sie weiß, »ihre Liebe hätte Anlage zur Vergötterung auszuarten«⁶ und schon fällt das verstörende Wort »Fetisch«: »wenn ich einen Fetisch habe, will ich ihn ganz für mich alleine«.⁷ Da dreht sich das Rollenmuster plötzlich um, auch er ist für sie ein Objekt, ein Götze. Als ›Heiligen‹ redet sie ihn nicht selten an, vom ›Angebeteten‹ ist die Rede. Wie soll man diese fatale Grenzüberschreitung eines Gefühls begreifen, das so gewiss für Liebe gehalten wird? Vielleicht noch bei dem 16jährigen Teenager, ja, aber bei einer Frau, die wenige Jahre später in ihrem Romantikbuch gerade als Leistung dieser Epoche die Gegensätze der Geschlechter zur Aussöhnung gebracht sieht, die die Romantiker als überwindbar gedacht oder doch geträumt haben: in einem androgynen Menschen, der die Gegensätze beider Prinzipien, des weiblichen wie des männlichen, harmonisch und produktiv in einer höheren Stufe des Menschseins zur Aussöhnung bringt.

»Wenn wir je zusammenkommen, müssen wir unglaublich, niedagewesen glücklich sein, denn wir wissen, was Unglück ist.« Befremdlich, dass diese Überzeugung von 1887 im Jahre 1905 – da ist Ricarda Huch 41 Jahre alt und eine äußerst erfolgreiche Schriftstellerin – noch immer unerschüttert gilt.⁸ 1905, da holt sie der verwelkte Jugendtraum noch einmal ein, die Liebes-Turbulenzen im Münchner Haus Huch-Ceconi schleudern sämtliche Beziehungen durcheinander, aber die Obsession einer unerschütterlichen und wie aus der Zeit gefallenen Liebe scheitert kläglich an der Realität der so lange ersehnten ehelichen Vereinigung. Man ist geneigt, Anne Gabrisch zuzustimmen, die ans Ende der Ein-

⁴ Huch: *Du mein Dämon*, S. 145.

⁵ *GW* Band V, S. 237.

⁶ Huch: *Du mein Dämon*, S. 138.

⁷ Huch: *Du mein Dämon*, S. 138.

⁸ Huch: *Du mein Dämon*, S. 27.

führung in die Edition der Briefe Ricarda Huchs an Richard die Frage setzt: »Oder bloß eine grandiose Projektion?«⁹

Aber den Schritt der 22-Jährigen, Braunschweig zu verlassen, ehe es zur Katastrophe kommt, und allein zum Studium nach Zürich zu übersiedeln ohne Billigung des Vaters – diesen Schritt kann man sich unter Ricarda Huchs Bedingungen in Deutschland im Jahr 1886 gar nicht ungeheuerlich genug vorstellen. Die junge Frau hat nichts gelernt als das, was Töchter aus bürgerlichem Hause für die Ehe brauchen, ein bisschen Fremdsprachen, ein bisschen Klavierspielen, ein wenig autodidaktisch erworbene Lektürekennntnisse, nicht einmal eine Pensionats-erziehung. Von einer Möglichkeit für Frauen, an der Universität zu studieren, ist man Jahrzehnte entfernt, die öffentlichen Debatten in den Universitätsghremien, Parlamenten, Kirchen haben noch nicht einmal begonnen, die Stimmung gegen die Vorstellung von der studierenden Frau ist eisig ablehnend. Ein Studium, so ist die Meinung, verdirbt den Charakter – und die Heiratschancen sowieso. Noch dazu, wo diese krankhafte Mode aus Russland kommt. Und gerade dorthin, wohin es die erste Generation studierender Frauen, darunter eben viele Frauen aus Russland, zieht, nach Zürich, macht sich Ricarda Huch auf, auf der Reise anstandshalber noch begleitet vom Bruder, aber dann allein in Untermieterzimmern, der Kontrolle der Familie entzogen. Ein Jahr gibt sie sich Zeit, um sich auf das Abitur vorzubereiten, in Mathematik und Latein muss sie bei null beginnen. Schon hier zeigt sich die immense Leistungsfähigkeit und die Leidenschaft, mit denen Ricarda Huch ihr Leben lang gearbeitet, gelesen und geschrieben hat.

Im Sommersemester 1888 beginnt sie regulär Geschichte, Philologie und Philosophie zu studieren, im Juli 1891 legt sie als erste Frau in der Schweiz das Diplomexamen für das Höhere Lehramt ab, im selben Monat besteht sie das Rigorosum. Ihre quellenreiche Dissertation zur eidgenössischen Geschichte wird äußerst positiv aufgenommen. Wenn man nun aus dieser Züricher Erfolgsgeschichte, einer Pionierleistung, darauf schließt, dass Ricarda Huch eine Vorkämpferin des Frauenstudiums gewesen sei, dann irrt man. Beim Zugang der Frauen zu akademischen Professionen hat Ricarda Huch als erste die Verbots-grenze verletzt und überschritten, im Engagement für die politische Durchsetzung einer regulären Zulassung der Frauen zur Universität hat

⁹ Huch: *Du mein Dämon*, S. 19.

sie sich dagegen erstaunlich zurückgehalten, ja sie ist den engagierten Vorkämpferinnen nachgerade in den Rücken gefallen.

Damit sind wir bei der sogenannten Frauenfrage, einer um die Jahrhundertwende höchst virulenten Debatte. Die hat Ricarda Huch nie interessiert, ja sie hat sie nicht einmal als Frage anerkannt. Sie hat Gleichberechtigung gelebt, nicht für andere gefordert, im Gegenteil. Dass sie die außergewöhnliche Möglichkeit hatte, in den 1880er Jahren vor allen anderen Frauen zu studieren, reklamiert sie als Selbstverständlichkeit für sich. Als sie 1902 genötigt wird, in Wien einen Vortrag *Über den Einfluß von Studium und Beruf auf die Persönlichkeit der Frau* zu halten, äußert sie darin kein kämpferisches Wort der Forderung nach Öffnung der Universitäten für Frauen generell. Eine Besucherin meint herauszuhören, dass sie ihr Auditorium verachtet.¹⁰ In ihrer Haltung zur sogenannten Frauenfrage zeigt sich einmal mehr die Ambivalenz ihrer Ausbrüche aus der Norm. Den Frauenrechtlerinnen gilt sie in ihrer Negierung der Frauenfrage als nicht auf der Höhe der Zeit, mit ihrem Ideal von der Ergänzung und Verschmelzung männlicher und weiblicher Anteile im Menschen, gerade auch im Künstler und Dichter, ist sie ihrer Zeit um vieles voraus.

Die organisierte Frauenbewegung hat sie vollends vor den Kopf gestoßen mit ihrem berühmten Statement von 1918: »Ich bin gegen das Frauenstimmrecht; da wir es nun aber einmal haben, muß man Gewinn daraus ziehen und die an sich schlechte Sache zu einer guten zu machen suchen.«¹¹ Hier fürchtete sie einen Traditionsbruch, einen Wertewechsel, der sie aufs höchste beunruhigte. Sich selbst hat sie ihn sehr wohl zugestanden, aber gesetzlich verankert für alle – das doch nicht. Aber mit welcher Argumentation kommt sie zu diesem Urteil? Mit einer Sorglosigkeit, die uns in Genderdefinitionen so sensibel Gewordenen die Haare aufstellt, schreibt sie Frauen Eigenschaften zu, ohne sie irgendwie zu begründen: Opferbereitschaft, Uneigennützigkeit, Anpas-

¹⁰ Martha Friedländer an Ricarda Huch, 28.10.1902. Den Hinweis verdanke ich wie so vieles dem Ausstellungskatalog: *Ricarda Huch 1864–1947. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar*. Hg. von Jutta Bendt/Karin Schmidgall. Marbach a. N. 1994 (= Marbacher Kataloge 47), S. 269. Er erschließt nahezu erschöpfend den Nachlass der Schriftstellerin und geht ihren vielfältigen Spuren in der literarischen Welt des 19. und 20. Jahrhunderts nach.

¹¹ *Neue Freie Presse*. 29.12.1918; zitiert nach dem Faksimile in: *Ricarda Huch. Marbacher Katalog*, S. 286–294.

sungsfähigkeit, Mangel an schöpferischen Ideen usw. Diese Zuschreibungen für die »natürliche Frau« leitet sie ab aus eben den Lebensumständen und Behinderungen, die die Emanzipationsbestrebungen ihrer Zeit ja gerade im Visier haben. Weil die Frauen, so argumentiert sie sehr befremdlich, nicht durch »Wettbewerb und Ehrgeiz im Berufsleben« uneins sind, weil sie an gelehrter Bildung nur verschwindenden Anteil haben, weil sie weniger verdienen und »falls sie vermögend sind, die Verwaltung des Vermögens meistens den Männern überlassen« (was per Gesetz festgeschrieben war), hätten sie die Möglichkeit, gemeinsam und schwesterlich auf das öffentliche Leben Einfluss zu nehmen. An diesen nicht gottgegebenen Ungerechtigkeiten zu rütteln, kommt ihr gar nicht in den Sinn. Dass sie selbst längst entschieden hat, sich selbstständig und erfolgreich als freie Schriftstellerin auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten, beeinflusst ihr generelles Urteil nicht. Vielmehr wähnt sie durch solche Neuerungen die eingeübten Übereinkünfte über die Geschlechter, sowohl über die Männlichkeit der Männer als auch über die Weiblichkeit der Frauen bedroht. Ihr Ideal vom Menschen sieht sie in jener höheren androgynen Stufe, in der das männliche und das weibliche Prinzip »in allmenschlicher Ganzheit« zur Vollendung kommt.¹² Und da hätte sich die Geschlechterdebatte erledigt.

2.

Die Spurensuche nach Ricarda Huchs Unzeitgemäßheit gilt zweitens ihrer Dichtung. Finden sich auch hier widersprüchliche Tendenzen hin zu auffällig konventionellen Stiltzügen oder zu avantgardistischen Überschreitungen des Gängigen in Thematik, Stil, Gattungsfragen? An nur einigen wenigen Beispielen aus ihrem imposanten Œuvre lassen sich solche Ambivalenzen deutlich machen.

Nehmen wir den ersten und erfolgreichen Roman der damals 29-jährigen, die deutlich autobiographische Liebes- und Ehebruchsgeschichte *Erinnerungen an Ludolf Ursleu dem Jüngeren* von 1893: Er wurde mit enthusiastischem Lob, von Lou Andreas-Salomé zum Beispiel, aber auch mit Irritation, ja Entrüstung aufgenommen ob seiner rücksichtslo-

¹² Fritz Strich: *Ricarda Huch und die Romantik*. In: *Ricarda Huch. Persönlichkeit und Werk in Darstellungen ihrer Freunde*. Hg. von Else Hoppe. Berlin 1934, S. 89–110, hier S. 109.

sen Leidenschaft, seiner anstößig kühnen Grenzüberschreitungen dessen, was für eine Frau, eine Dichterin schicklich ist. Heutige Leserinnen und Leser sind eher irritiert von seinem befremdlich neuromantischen Stil, von einem Gefühlsgemenge, das durch immer noch ausgefalleneren Vergleiche und sich einander erdrückende Metaphern erhitzt wird. Die Sprache spiegelt das Design der Gründerzeit wider, eine Prosa, üppig mit Rüschen und Spitzen besetzt. Niemals aber gilt dieses Dekor der Beschreibung von Kleidern, von Interieurs, von Äußerlichem, immer gilt es »der geheimnisvollen Innenseite der Welt«,¹³ die nach Ricarda Huch allein Gegenstand der modernen Poesie sei. Um Gefühlslagen also, psychische Erschütterungen, abgelesen an Augen, an Blicken, an den Schwingungen in der Atmosphäre, am Nachhall nächtlicher Gespräche. Und da nimmt dieses Buch durchaus einen markanten Platz in der Geschichte des deutschen Romans ein. Was damals als vitalistisch-ästhetizistisches Lebensmodell, wenn auch scheiternd, in die Zukunft wies, erscheint uns heutigen Lesern vom Ornament erstickt. Vergleichen wir die *Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren* mit etwa gleichzeitig erschienenen und thematisch verwandten Romanen, mit Theodor Fontanes drei Jahre später erschienener *Effi Briest* etwa oder mit Thomas Manns *Buddenbrooks* von 1901, so wird die Patina augenfällig.

Ricarda Huchs Gedichte, zumal die frühen, in ihrer ersten Gedichtsammlung 1891 unter dem symbiotischen Pseudonym »Richard Hugo« erschienen und seither in Zeitungen und Anthologien verbreitet,¹⁴ berühren nicht mehr unmittelbar, wie etwa die ebenfalls nicht zeitgeistiger Moden verdächtigen Gedichte Eduard Mörikes. Lyrikerin sein, Gedichte schreiben war ihr Ehrgeiz – ihre Sorge, sie könnten abfallen gegen die Lyrik einer Isolde Kurz. Der Rezensent Carl Spitteler charakterisiert sie als »Dilletantenlyrik«, bescheinigt ihnen »kühne Unsicherheiten und gewagte Schwachheiten«.¹⁵ Das Problem scheint vor allem, dass Ricarda Huch das Verseschreiben zu glatt von der Hand ging, dass sich die Bilder, Metaphern und Reime zu umstandslos einstellten, die Gefühle stets abrufbereit waren. Um es ketzerisch und sehr pau-

¹³ GW Band V, S. 16.

¹⁴ Z. B. 11 Gedichte in: *Frauenlyrik unserer Zeit*. Hg. von Julia Virginia. Berlin 1907; 10 Gedichte in: *Frauenlyrik der Gegenwart*. Hg. von Margarete Huch. Leipzig 1911.

¹⁵ Zitiert nach Ricarda Huch. *Marbacher Katalog*, S. 94f.

schal zu formulieren: Manchmal kann man sich bei der Lektüre ihrer massenhaften Liebeslyrik des etwas boshaften Urteils nicht erwehren, sie redete sich die Liebe ein, um Liebesgedichte zu schreiben. Für die spätere Lyrik gilt das nicht, hier muss differenzierter analysiert werden.

Eigenwillig und vielfach anstößig galten der Zeit ihre Überschreitungen der Genre Grenzen zwischen Belletristik und Historiografie, Biografie, theologischer Abhandlung – und wie produktiv hat sie sie gehandhabt! Wo etwa soll man Ricarda Huchs vielleicht wesentlichste Hinterlassenschaft einordnen, die zweibändige Studie über die Romantik, und wer hätte es ihr um 1900 gleich tun können? Wie viel persönliche Selbstreflexion und Standortbestimmung enthält dieses Werk und welcher gedankliche und stilistische Gewinn erwächst aus der Nichtbeachtung vorgegebener Gattungsgrenzen, die so exakt der Denkbewegung dieser Studie entspricht, auf die es sich lohnt, exemplarisch ausführlicher einzugehen. Durchaus im Bewusstsein von einer historischen Zäsur, am Ausgang des 19. Jahrhunderts, erscheint 1899 der erste Band: *Blütezeit der Romantik*. Sein Gegenstand: das kometenhafte Auftauchen einer geistigen, künstlerischen, philosophischen Bewegung, deren Höhepunkt, in Huchs organisistischer Denk- und Ausdrucksweise, deren »Blüte«, nun genau 100 Jahre zurückliegt. Die bisherige Forschung erscheint Ricarda Huch ungenügend, was ihr an der romantischen Bewegung das zentrale Ereignis ist, kommt darin nicht vor. Unbekümmert um eine wie auch immer geartete wissenschaftliche Struktur folgt sie ihrer Lektüre, den »Werken der Romantiker, ihrer Briefe und sonstiges Biographisches eingeschlossen«. ¹⁶ Keine Literaturgeschichte liegt hier vor, obgleich man über die Literatur der Zeit ungeheuer viel erfährt, sondern die Erkundung der Utopie eines Menschenbildes, das in wenigen Jahren in einer einmaligen fragilen Konstellation von Freundschaften und Ideen Wirklichkeit geworden war, im Kreis um die Zeitschrift *Athenäum* der Brüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel, um Karoline, um Novalis, darüber das Gestirn Goethe/Schiller. Ihnen hinzu gesellt sie das Paar Apollo und Dionysos: »Die leise Besonnenheit des Apollo und die göttliche Trunkenheit des Dionysos«, so eine Formulierung Friedrich Schlegels. ¹⁷ Die dem Menschen innewohnende Spaltung von Bewusstem und Unbewusstem, von

¹⁶ GW Band VI, S. 21.

¹⁷ GW Band VI, S. 90.

Oberwelt und Unterwelt, von Natur und Erkenntnis, vom männlichen und vom weiblichen Prinzip, wie sie in der Schöpfungsgeschichte an Adam und Eva sich ereignet, sie ist sein Verhängnis und zugleich, im Drang der Überwindung dieser Spaltung, das *movens* seiner produktiven Kräfte, der Antrieb für das Begehren und die Liebe, das Stimulans der höchsten Kunst, der Genialität. In dem kurzen Moment ihrer Blütezeit gelang es nach Ricarda Huch den Romantikern, nicht die Spaltung aufzuheben, das bedeutete ja eine tierische Stufe des Organischen, sondern die Gegensätze produktiv zu versöhnen, die Trennungslinien zwischen beiden Welten durchlässig zu machen: »Trieb in Kunst zu verwandeln, das Unbewusste in Wissen«. ¹⁸ Sie beschreibt in einem sinnfälligen Bild das Ereignis der Romantik: »Einen Augenblick erhielt sich die romantische Richtung über den Polen, das Alte und das Neue, das Historische und Radikale, den Katholizismus und Protestantismus, den Zwang und die Freiheit gleich wertend, jedem das Seine lassend [...].« ¹⁹ Dazu gehörte der Traum von der Universalpoesie, der die Trennung von dichterischem und diskursivem Schreiben aufhebt, wie Friedrich Schlegel im 115. *Lyceums-Fragment* formuliert: »Alle Kunst soll Wissenschaft und alle Wissenschaft soll Kunst werden; Poesie und Philosophie sollen geeinigt sein.« ²⁰ Dazu gehören auch die Gegensätze der Geschlechter, von denen schon die Rede war.

Der zweite Band, *Ausbreitung und Verfall der Romantik*, erscheint 1902. Es ist ein Buch der Verluste. Was so kühn begann, konzentriert auf den Topos Jena, als den paradiesischen Glücksort ihrer Ideen und ihrer Liebe, zerstreut sich in der jüngeren Romantik nach Heidelberg, nach Berlin, nach München und gewinnt nie mehr die ursprüngliche Kraft zurück. Der fragile Ausgleich der Gegensätze gelingt nicht mehr, so Ricarda Huch. Was bei Novalis tiefe Weltfrömmigkeit gewesen war, wird bei den späteren, bei Clemens Brentano etwa, zu einem verbohrten Katholizismus. Was an Friedrich Schlegels tiefer Intellektualität in seinen philosophischen Fragmenten brillierte, verliert sich im Dunst oder erstarrt in einer Verwissenschaftlichung des Denkens, in Positivismus, Historismus, in Zivilisation und Industrialisierung. Die kurze romantische Synthese von Kunst und Leben bricht auseinander. 1949 erinnert sich Reinhard Buchwald:

¹⁸ GW Band VI, S. 100.

¹⁹ GW Band VI, S. 353.

²⁰ GW Band VI, S. 112.

Es ist den heutigen jungen Akademikern vielleicht schwer verständlich zu machen, was die beiden Bände über die Romantik [...] für uns bedeutet haben. Auch als Geisteswissenschaftler staken wir ja bis über beide Ohren im Positivismus, dessen Ideal es war, die Werke der Kunst mit derselben Sachlichkeit zu analysieren, als ob es sich um Mineral, eine Pflanze oder ein Tierskelett handelte. Und da erschien nun plötzlich dieses Werk einer Frau und Dichterin, von der doch zugleich nicht zu leugnen war, dass sie im Grunde viel mehr wusste und kannte, als die meisten Fachleute.²¹

3.

Damit sind wir beim dritten Gehege, das zu überschreiten besonders anstößig war: das Feld der Wissenschaft. Frau Dr. phil. hat sich erlaubt, als Frau in die Wissenschaft von der Geschichte einzudringen – und scheut sich nicht, gar nicht viel von ihr zu halten. Das bringt sie in einem Brief auf eine Anfrage nach der historischen Zuverlässigkeit ihrer Darstellung des Dreißigjährigen Krieges auf den Punkt: »Ich glaube, ich darf behaupten, dass Zeit und Menschen wirklich so waren, wie ich sie dargestellt habe, und dass die Historiker sie im allgemeinen ganz verfälschen. Man denke z. B. an Ranke!«²² Und als 1942 die fünfzigste Wiederkehr ihrer Doktorprüfung in Zürich feierlich begangen wird, reflektiert sie noch einmal ihre Rolle zwischen Dichtung und Geschichtsschreibung: »Ich weiß, dass viele Historiker meine Versuche abgelehnt haben. [...] Ich habe mich immer streng an die Feststellung der historischen Wissenschaft gehalten, höchstens im Dekorativen mir einige Freiheit gegönnt.«²³

Barbara Hahn ist in ihrem Aufsatz über *Ricarda Huch und ihre Zeitgenossen* den Schwierigkeiten nachgegangen, die ihre Leser, und das meint hier ihre akademischen männlichen Leser und Bewunderer, am Ende mit ihrer Schreibweise hatten: Nach höchstem Lob wendet der Theologe Ernst Troeltsch gegen Huchs Lutherbuch ein: »[...] aber die religiöse Vorstellungs- und Ideenwelt Luthers ist mit der ganzen Unverantwortlichkeit, die schöne Frauen gegenüber dem Realen empfinden,

²¹ Reinhard Buchwald: *Bekennende Dichtung. Zwei Dichterbildnisse. Ricarda Huch und Hermann Hesse*. Zürich 1949, S. 13.

²² Zitiert nach *Ricarda Huch. Marbacher Katalog*, S. 190.

²³ GW Band VI, S. 824.

umgedeutet und missverstanden.«²⁴ Und ihr großer Fürsprecher, der Literaturhistoriker Oskar Walzel, misstraut am Ende seiner Analyse des Romantikbuches als Wissenschaftler seiner eigenen Begeisterung: Die Autorin »geht bis ins letzte in dem ihr kongenialen Stoff auf. Die Wissenschaft aber, die sich über ihren Stoff zu erheben bemüht, muß ihm ferner treten, muß sich ihm innerlich entfremden, um zu objektiverer Erfassung zu gelangen.«²⁵ Diese Urteile offenbaren einen Dünkel, den Thomas Mann in seinem schon genannten Geburtstagsglückwunsch meisterlich durchschaut: »Man darf vermuten, dass sie in unserem Lande, wo, zum Teil, von Kunst und Schöpfertum äußerst kritisierbare Vorstellungen verbreitet sind, zutraulicher verehrt werden würde, wenn sie dümmer wäre.«²⁶

Bei allen Ehrungen, mit denen auf dem Höhepunkt ihres Schaffens, die »erste Frau Deutschlands« geschmückt wird,²⁷ ist immer die Schriftstellerin gemeint, nie die Historikerin. Immerhin wird sie 1924, zu ihrem 60. Geburtstag, zum »Ehrenbürger« (so heißt es im grammatischen Geschlecht auf der Urkunde) der Münchner Universität ernannt.

4.

Bleibt als letzter Aspekt des Versuchs einer Charakterisierung Ricarda Huchs, ihre – sagen wir lieber nicht ihre weltanschauliche, sondern ihre politische Position in diesem schwierigen 20. Jahrhundert. Immer wieder wird ihr provozierendes Statement zitiert: »Ich bin nicht marxistisch, ich bin nicht kapitalistisch, ich bin nicht nationalsozialistisch, aber ich bin auch nicht schlichtweg demokratisch im heutigen Sinn.«²⁸ So beschreibt sie *ex negativo* ihr Verhältnis zum Staat im Jahr 1931

²⁴ Zitiert nach Barbara Hahn: »Wunderbar artikulierte Herrscherin im Reich des Bewußten«. *Ricarda Huch und ihre Zeitgenossen*. In: *Gendered Academia. Wissenschaft und Geschlechterdifferenz 1890–1945*. Hg. von Miriam Kauko/Sylvia Mieszkowski/Alexandra Tischel. Göttingen 2005, S. 223–236, hier S. 232.

²⁵ Zitiert nach Hahn 2005, 235.

²⁶ Thomas Mann: *Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs*, S. 9.

²⁷ Thomas Mann: *Zum sechzigsten Geburtstag Ricarda Huchs*, S. 9.

²⁸ Ricarda Huch an Erich Lichtenstein, 1931; zitiert nach *Ricarda Huch. Marbacher Katalog*, S. 307.

Zitiert nach *Ricarda Huch. Marbacher Katalog*, S. 235.

am Ende der Weimarer Republik, als eine extreme Polarisierung der Ideologien das kulturelle Leben in Deutschland bestimmt hat.

Dass Ricarda Huch so schwer, schon gar nicht in Schwarz-Weiß-Manier auf eine Seite festzulegen ist, zeigt sich schon in ihrer Haltung zum Ersten Weltkrieg. Wie immer bei dieser Frau stößt man zunächst auf Widersprüche, die erst aus großer Distanz im Blick auf die Gesamtpersönlichkeit etwas verständlicher werden, auflösen lassen sie sich nicht. »Ich persönlich stehe allem fern«, schreibt sie am 9. August 1914 an ihre Freundin, also in den Tagen, da die Deutschen vom sogenannten Augusterlebnis, der Euphorie des Kriegsbeginns, berauscht sind, aber am Ende desselben Briefes heißt es befremdlich naiv: »Wenn ich ein Mann wäre, ginge ich gerne mit, aktiv sein ist immer schön.«²⁹ Während die Soldaten also, begeistert oder nicht, aufs Schlachtfeld ziehen, übertreffen sich die Daheimgebliebenen, die Intellektuellen, vor allem, darin, Ersatzdienst zu leisten mit ihren Mitteln, in einer gleichsam literarischen Mobilmachung. Darunter sind ungewöhnlich viele Schriftstellerinnen, die mit chauvinistischem Pathos die Schlachtmetaphern an die »Heimatfront« tragen, die die radikale Trennung der Geschlechter in der Kriegssituation durch eine pervertierte Opferlust aufzuheben und damit den Frauen ihre Ebenbürtigkeit mit dem Mann zu suggerieren suchen. Ein neues großes, existentielles Thema für die Dichtung ist nach langer Stagnation willkommen.

Auch Ricarda Huch stimmt in ihren Gedichten eifrig ein in den hohlen Klang von Blut und Sieg, von Heldentum und Opfersterben, die als höchste Lebenssteigerung gefeiert werden. Immer wieder abgedruckt, zum Beispiel in den Münchner *Nationalen Frauenblättern*, wird das Gedicht:

²⁹ Ricarda Huch: *Briefe an die Freunde*. Ausgew. u. eingel. von Marie Baum. Tübingen 1955, S. 44, S. 46.

Das Kriegsjahr

Dies ist der große Herbst, der Freiheit Fest,
Der Himmel flammt, entfesselt jagen Stürme, [...]
Da steht der Menschheit Heerschar auf und zieht,
Den Kranz im Haar, hinaus zum Opfersterben.
[...]

Ihr aufgeschloss'ner Blick erkennt den Gott
Mit liebestremgem Antlitz mächtig winken;
Erglühend drängen sie zu Kampf und Tod,
dort, wo das Leben quillt, sich jung zu trinken.³⁰

Die Verklärungen des herrlich strahlenden, vom Ruhm umglänzten Helden sind so sternferm dem Geschehen auf den Schlachtfeldern und tönen so unsäglich verlogen. Der Krieg: Der heroisch-männliche Zweikampf, die Bewährung im Äußersten, das tapfere Leiden der Verwundeten, die makellos schön Dahinsinkenden und nach Walhall Aufsteigenden, das ist der Inhalt dieser Lyrik – nicht Stellungskrieg, Dreck, Erschöpfung und tausendfaches Zerfetzen von Menschen. Das Töten, das Mordenmüssen hat keinen Ort in diesem Schwelgen von Mutterschoß und Opfersterben. Diese Gedichte sind ganz angelegt auf schönes Dekor, sie sind Zeitgeist pur und lassen nichts erkennen vom Verständnis historischer Zusammenhänge dieser Intellektuellen.

In der erbosten Pressereaktion von Seiten der Franzosen auf das Bombardement der Kathedrale von Reims durch das deutsche Heer im September 1914 meldet sich Ricarda Huch in der *Frankfurter Zeitung* zu Wort, verwarft sich gegen den Vorwurf, die Deutschen seien Barbaren, argumentiert kühl wie ein Militärstratege und meint am Ende: »Von den Deutschen glaube ich, daß sie, wenn es nötig ist, bereit sind, ihre schönen Dome zu opfern, wie sie jetzt Leben und Glück opfern. Europa ist reich genug, um es sich mehr als eine Kathedrale kosten lassen zu dürfen, wenn nur aus den Trümmern eine gereinigte, verjüngte Menschheit aufersteht.«³¹ Das sind nicht die einzigen befremdlichen Argumente ihrer Rechtfertigung des Krieges.

Nun, das Kriegsende sah anders aus, aber auch hier verblüfft Ricarda Huch schon wieder. Während Konservative die Revolution, zumal in

³⁰ *Nationale Frauenblätter* 1 (1915), S. 33; GW Band V, S. 275.

³¹ GW Band V, S. 845.

München, mit Angst und Hass begleiten, stellt sie sich aktiv und um einen Ausgleich der Gegensätze bemüht, in ihren Dienst. Wir finden sie im »Rat Geistiger Arbeiter«, aber nach drei Wochen tritt sie wieder aus, weil die pazifistische Haltung dort ihr nicht genehm ist. Liest man ihre Briefe aus den unmittelbaren Nachkriegsmonaten mit all den politischen Aufbruchversuchen, so ergibt sich alles andere als ein stringentes Profil der Schriftstellerin: Ihre Ideen für die Zukunft changieren zwischen der Notwendigkeit einer Kollektivregierung, also einer republikanischen Staatsform, und einem lebenslänglich eingesetzten Reichsverweser, zwischen einem modernen Sozialismus und der mittelalterlichen Reichsidee. Sie beklagt den »furchtbaren«³² Versailler Vertrag und ruft in Appellen in den *Münchner Neuesten Nachrichten* zusammen mit Münchner Kulturprominenz zur Versöhnung und zur Amnestie der unterlegenen Sympathisanten der Revolution auf, wenn sie nicht an Gewalttaten beteiligt waren.³³ Ihr Demokratieverständnis, nach dem nicht das Wahlvolk, sondern ein Repräsentant dieses Volkes, am besten der Kaiser, die Führung innehat, scheint mit dem unseren wenig gemein zu haben.

Leitlinie und Orientierung ihrer Haltung und damit auch Schlüsselbegriff für ihr Geschichtsverständnis ist »Tradition« – *Deutsche Tradition* (so heißt der Titel eines Vortrags von 1931), eine Orientierung, die zu zahlreichen Missverständnissen und falschen Freunden geführt hat. Seine Wirkung zeigt sich schon im kontroversen Urteil der Jury bei der Wahl der Kandidatin für den Goethepreis der Stadt Frankfurt 1931, denn auf eine Frau hat man sich geeinigt. Im Protokoll festgehaltene Stimmen befürchten, dass man sich mit Ricarda Huch auf das »Gestrige festlege«, dass man sich mit dieser Wahl »zum 19. Jahrhundert bekenne«.³⁴ Dabei sah sie gerade mit der Wiedereinsetzung des Kaisers 1871 ein Zerrbild der alten Reichsidee erstanden, verkommen zu künstlicher, kitschiger Dekoration. Dennoch irritiert aus der Rückschau von heute ihr Glaube von 1931, »daß ein solches deutsches Reichsbewußtsein besser als europäischer Geist und Völ-

³² »Die Unterzeichnung des Friedens hat einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht, ich konnte mich nicht recht davon erholen.« Ricarda Huch an Marie Baum, 28.7.1919. In: Huch: *Briefe an die Freunde*, S. 83.

³³ *Münchner Neueste Nachrichten*. Nr. 225. 11.6.1919.

³⁴ Zitiert nach Ricarda Huch. *Marbacher Katalog*, S. 349.

kerbund den europäischen Frieden wahren könnte.«³⁵ Ihr unbedingtes Festhalten an einer Tradition, so wie sie sie versteht, hat sie für die NS-Ideologie immun gemacht. Ihr singuläres Zeichen der Verweigerung der Loyalitätserklärung an den neuen deutschen Staat und ihr Austritt aus der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie 1933 ist ebenso dem Traditionsbewusstsein geschuldet, aber eben dem ihren. In ihrem Brief an den Präsidenten der Akademie, Max von Schillings, begründet sie bekanntlich ihren Schritt kurz und eindeutig: »Was die jetzige Regierung als nationale Gesinnung vorschreibt, ist nicht mein Deutschtum.«³⁶ Wörtlich und deshalb unerschrocken kritisiert sie die »Judenhetze« gegen die nun hinausgeworfenen Akademiemitglieder – eine Woche nach dem Judenboykott-Tag wohlgermerkt. Aber dann empfindet man die etwas lakonische Bemerkung im Brief an Elisabeth Wölfflin vom 29. Dezember 1933 doch ein wenig befremdlich, wenn sie von ihrem Schwiegersohn schreibt: »Seine Habilitationsschrift soll glänzend, beinahe epochemachend sein, und da so viele Professoren haben abgehen müssen, hätte er gute Aussichten.«³⁷ Wie ratlos die öffentlichen Instanzen gegenüber dieser konservativ unangepassten Frau sind, illustriert ein peinlicher Briefwechsel, der im Universitätsarchiv der Ludwig-Maximilians-Universität in München aufbewahrt ist: Der Germanist Hans Heinrich Borchardt regt im Juni 1934 in einem Schreiben an den Rektor eine Glückwunschartikeladresse an den »Ehrenbürger« Ricarda Huch zu ihrem bevorstehenden 70. Geburtstag an. Er wird um einen Entwurf gebeten. Anfang Juli liefert er ihn ab mit einer erklärenden Bemerkung: »Ich habe ihn absichtlich kurz und farblos gehalten, da ich weder die Stellung der Frau Huch zum neuen Staat, noch die Stellung des neuen Staates zu Frau Huch kenne.«³⁸ Dass er vor allem Frau Huchs Werk nicht kannte, offenbart seine Geburtstagsadresse auf prekäre Weise: Nach dem üblichen Glückwunsch und der Würdigung ihrer Dichtungen und ihrer »historischen, literaturgeschichtlichen und philosophischen Studien« heißt es wörtlich: »Als Kunderin deutschen Menschentums und deutscher Landschaft haben

³⁵ Huch: *Deutsche Tradition*, GW Band V, S. 793–822, hier S. 821.

³⁶ Zitiert nach Ricarda Huch. *Marbacher Katalog*, S. 327.

³⁷ *Mosaikbild einer Freundschaft. Ricarda Huchs Briefwechsel mit Elisabeth und Heinrich Wölfflin*. Hg. und kommentiert von Heidy Margrit Müller. München 1994, S. 96.

³⁸ Universitätsarchiv der LMU, UAM, O-II-26, Band I.

Sie die geistige Erneuerung vorbereiten helfen, die sich in unseren Tagen zu vollziehen beginnt.«³⁹

Genau da zeigen sich die falschen Sympathisanten, von denen zuvor die Rede war. Und es zeigt erneut, wie schwer diese außergewöhnliche Frau intellektuell zu fassen ist. Ihre durchaus nicht harmlosen Schwierigkeiten mit den NS-Instanzen und ihre Durchhaltestrategien im Einzelnen muss ich beiseitelassen. Die haben Volker Wahl und Barbara Bronnen *en detail* recherchiert.⁴⁰

Zu ihrem 80. Geburtstag im Jahr 1944 ist ihr ein ungewöhnlich unpolitischer Festartikel im *Völkischen Beobachter* gewidmet, Hitler und Goebbels senden Glückwünsche, auf Anregung von Goebbels wird ihr der Wilhelm-Raabe-Preis zuerkannt, Preisgeld 30.000 Mark; später schämt sie sich, dass sie das Geld des NS-Staates nicht abgelehnt hatte. Und im selben Jahr können Verse in der Inselbücherei erscheinen, die »das Böse«, das soeben geschieht, als das was es ist – für die Machthaber skandalös – beim Namen nennen:

Und hätte Gott selbst so viel Huld,
Zu waschen die blutrote Schuld,
Bis der Schandfleck verblasste, –
Mein Herz wird hassen, was es haßte,
Mein Herz hält fest seine Beute,
Daß keiner dran künstle und deute,
Daß kein Lügner schminke das Böse,
Verfluchtes vom Fluche erlöse.⁴¹

Dann wieder stößt man auf ein Gedicht, das diese Frau einmal mehr rätselhaft macht. Es ist 1944 geschrieben und blieb zu Lebzeiten unveröffentlicht:

Widmung

Göttlich ist und vernünftig, so lehrt Heraklit uns, die Flamme,
Die Millionen von Büchern, vom Geiste erzeugt, verschlang.

³⁹ Universitätsarchiv der LMU, UAM, O-II-26, Band I.

⁴⁰ Volker Wahl: *Ricarda Huch. Jahre in Jena*. Jena 1982; Barbara Bronnen: *Fliegen mit gestutzten Flügeln. Die letzten Jahre der Ricarda Huch 1933–1947*. Zürich 2007.

⁴¹ Ricarda Huch: *Herbstfeuer. Gedichte*. Leipzig 1944 (= Insel-Bücherei 144), S. 59; G W Band V, S. 315.

Sind wohl besonders gut und vernünftig, die sie verschonte?
Fragen wir nicht und erfreuen uns ihrer als doppelt geschenkt.⁴²

Wie soll man das verstehen? Ein Kommentar zur Bücherverbrennung? Nicht gerade direkt, aber doch ein Gedicht, mit dem die Autorin dem Pädagogen und Historiker Herbert Kühnert ihren Roman *Der Fall Deruga* dediziert. Einen befremdlich unpassenden Unterton – die Vokabeln »göttlich«, »vernünftig« – kann man den Zeilen nicht absprechen.

Zu Neujahr 1946 ruft sie die Deutschen – und sie bezieht sich immer ein – zur Selbstbesinnung auf: »Betrachten wir uns nicht als Opfer, sondern als solche, die mit der Hölle im Bunde waren.«⁴³ Bei anderen deutschen Schriftstellerinnen und Autoren ist zu dieser Zeit allermeist vom Verhängnis, vom Schicksal, von der Katastrophe, der Heimsuchung die Rede, die Deutschland ereilt hat. Aber die Bitte um eine Stellungnahme zur so genannten Großen Nachkriegskontroverse um Emigration versus Im-Reich-bleiben für die Zeitschrift *Der Schriftsteller* verweigert sie entschieden: »Die Frage: Gibt es eine Entschuldigung dafür, dass deutsche Schriftsteller während der vergangenen 12 Jahre in Deutschland geblieben sind? empört mich. Für mich heißt die Frage: Gibt es eine Entschuldigung für die Deutschen, die Deutschland während der vergangenen 12 Jahre verlassen haben?«⁴⁴ Wobei sie die Juden gänzlich und die politisch Verfolgten, allerdings schon mit Vorbehalt, ausnimmt. Nein, Flucht ins Exil ist in ihren Augen ein Bruch mit der Treue zur deutschen Tradition. Emigranten haben – so hat es die rechte Presse den Deutschen jahrelang eingehämmert – den *haut goût* von Landesverrätern. Welche Beleidigung für die Tausenden von Flüchtlingen, die die Jahre entbehrungsreich überstehen mussten, wenn sie denn überlebt haben.

Die Arbeit ihrer letzten Lebensjahre wiederum widmet sie den hingerichteten Widerstandskämpfern, denen nun als deutschen Helden ihr Gedenken gilt, kein zeitgemäßes Unterfangen, sie ist eine der ganz wenigen, die sich damit – und wie dringlich – beschäftigt.

Das Unzeitgemäße, das sie so einzigartig macht, hat Alfred Döblin im Sinn mit seiner Warnung vor jeder Verallgemeinerung, wenn er 1948

⁴² GW Band V, S. 363.

⁴³ GW Band V, S. 948.

⁴⁴ Zitiert nach Ricarda Huch. *Marbacher Katalog*, S. 421.

in einem Nachruf auf Ricarda Huch ihrer singulären Solidarität mit den plötzlich geächteten Kollegen im Jahr 1933 tief dankbar gedenkt: »Es ist in dem letzten Jahrzehnt viel Schweres und Schlimmes in dem Land geschehen, aber jede Verallgemeinerung muß Halt machen und ist momentan widerlegt durch die Figur Ricarda Huchs.«⁴⁵

⁴⁵ Alfred Döblin: *Für Ricarda Huch*. In: *Das goldene Tor* 3 (1948), S. 100.